

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 27. Bromberg, den 4. Februar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(26. Fortsetzung.)

5.

Fräulein Barre blieb allein in der Kammer zurück. Ein Mädchen kam mit einem Krug warmen Wassers zum Händewaschen und einer Schale heißer Fleischbrühe nach oben. Dann verriegelte Adelheid die Tür hinter ihr und fühlte sich geborgen. Das Licht auf der Kommode brannte hoch und ruhig, und im Ofen sauste das brennende Birkenholz. Zarter Tannenduft, oder was es sein mochte, mischte sich mit dem Geruch der Birkenscheite ... über allem schwebte ein reiner Duft von — ja, wovon? Doch, sie erinnerte sich, in Großmutters Schubladen hatte es so geduftet.

Sie ließ sich in den großen, tiefen Stuhl sinken und lehnte den Kopf zurück an die blendendweißen Kappen. Nie in ihrem Leben hatte sie sich irgendwo so richtig heimisch gefühlt. Ihre Mutter war streng und unnahbar gewesen und hatte ständig kalte Schatten auf ihr eigenes Dasein und das anderer geworfen. Jeder Sinn für Behaglichkeit war in ihr bereits erstarrt, bevor Adelheid das Licht der Welt erblickte — und Adelheid selbst — Gott sei's geklagt — dachte auch nur an sich und ihr Teil. Hier in dieser Kammer verspürte sie nun Jungfer Dortheas feines, stilles Wesen, und Jungfer Kruses Fürsorge strahlte ihr wärmend aus jedem Winkel entgegen.

Wollte doch dieses Weihnachtsfest lange währen, lange, wie noch keins bisher. — —

Sie erhob sich und trat an die Kommode und zum Spiegel. Sie redete mit ihm, rührte an die Gegenstände auf der Kommode und ließ die Finger über die Stickerei der Decke gleiten. Dann wusch sie sich und ordnete vor dem Spiegel Spitzen und Locken, und schon knarrte die Treppe und es klopfte an die Tür. Jungfer Kruse meldete, es sei angerichtet, wenn es dem Fräulein recht sei. Und Jungfer Kruse ging voran und wies ihr den Weg durch die Diele in die Vorderstube.

Eine solche Stunde hatte Adelheid noch nie durchlebt. Die Begegnung in der Diele war nur wie ein Vorbeistreifen gewesen, jetzt aber sollte sie mit ihrem Schicksal zu Tisch sitzen, Zeit haben, ihn gründlich zu betrachten und selber gesehen zu werden bei vollem Licht. Sie war glücklich und ängstlich zugleich. Wie im Nebel sah sie die anderen vor sich, als sie eintrat, erst allmählich gewöhnte sich das Auge. Für ihren Vater und den Hauptmann hatte sie keinen Blick; es waren der Vater und vor allem der Sohn, deren Bild sie sich fest einprägte. Beide waren anders und ihrer eigenen Welt jedenfalls äußerlich näher, als sie erwartete hatte. Daß sie für ihre Staatskleider einen Schneider aus der Stadt kommen ließen, konnte Adelheid nicht wissen und wunderte sich daher, wie stattlich sie aussahen. Der Sohn schien sich hierin nicht sonderlich wohlzufühlen, aber mit dieser Gestalt, dieser Haltung wurde keine Kleidung fertig. Und doch war er wie in ihren Träumen, anders als alle. Der Alte, der wohl vielerwärts gewesen war und so bodenlos reich sein sollte, der trat ganz natürlich auf mit kühler Ruhe und Macht in seiner Erscheinung und ließ seine Augen von oben her auf allen ruhen, tief und unergründlich. Diesem Alten gegenüber fühlte sie sich so klein und demütig wie noch nie. Es lag in seinem Auftreten etwas, als habe er sämtliche Fragen des Lebens ergründet und betrachte sie und alle Welt mit forschendem Mißtrauen.

Sie saßen zu Tisch, wie es sich gerade traf, Adelheid an ihres Vaters Seite, dem jungen Dag gegenüber. An die andere Tischseite setzte sich Hauptmann Klinge und ans obere Ende der Alte. Er thronte zwar auf keinem Hochsitz mit Pfosten und dergleichen, wie die alten Bücher berichteten, aber sein Stuhl war der größte, den sie je gesehen hatte, mit allerlei geschnitzten Figuren geschmückt. Gerade so sitzend stellte sie sich die großen Häuptlinge der Vorzeit vor, von denen sie gelesen hatte. Die anderen Stühle waren auch so schwer, daß ihr Vater mit zugreifen mußte, um den ihren heranzurücken. Alles im Zimmer schien ihr uralt und fremd, wie aus Tagen, da andersartige Menschen lebten. Nur das Spinett an der Wand gehörte in ihre eigene Zeit. Sie empfand eine bedrückende Ehrfurcht vor den Gegenständen wie vor den Menschen. Als sie diese Gefühle überwunden hatte und quer über den Tisch blickte, da war sie höchlichst erstaunt.

Keine der festlichen Tafeln, die sie im Leben gesehen hatte, glich dieser hier. Der Weihnachtstisch stand in der Vorderstube gedeckt, ganz wie in Ane Hammarbös Jugend, mit einigen Zusätzen aus Thereses Zeit. Eigentlich sollte er erst am Weihnachtstag gedeckt sein, doch wenn Besuch kam, so begann damit Weihnachten, und die Tafel wurde am ersten Abend zum Willkomm festlich hergerichtet. Von alters her mußte sie zeigen, was Küche und Keller zu bieten hatten, o daß alle nach Herzenslust essen konnten und jeder fand, was er am liebsten mochte. Ja, der Weihnachtstisch auf Björndal blieb, was er gewesen war — Essen für wohl hundert Mann, ganze Schinken und große Braten, alles, was Wald und Wasser und Hof hergeben konnten, von Schwein und Kalb und Rind und Schaf und Lamm, von Gans und Geflügel, Hase und Schneehuhn, die der junge Dag dort oben holte, wo die Zwergbirken sich an das Hochgebirge ducken. Und da gab es gedörrtes Fleisch vom Elch und geräuchertes vom Bären und alle Sorten Fisch aus Fluß und See. Brot und verschiedenen Käse, Butter und Honig, Kuchen und Eingemachtes. Und dazu starkes Bier und Branntwein zu trinken.

Die schwere Truhe, die Therese einst in die Schlafkammer hatte stellen lassen, stand noch immer dort, und der Alte verwahrte die Schlüssel. Bei Festlichkeiten mußte Jungfer Kruse aus der Truhe holen, was sie brauchte, denn dort lag kostbares Tischzeug und Silber aus Thereses Heim in der Stadt und jetzt auch das alte Björndalsche Erbsilber. Heute abend sah man es dem Tisch an, daß Jungfer Kruse an der Truhe gewesen war. Auf allen Schüsseln prangte schweres Silber, und die weißen Tücher leuchteten festlich.

Adelheid fühlte sich hier anfangs stark von Ehrfurcht und feierlichen Empfindungen beklommen und war von Herzen froh, als Vater Dag die tiefe Stille unterbrach. Er sprach davon, daß sie von weither zu Besuch gekommen seien, und dankte ihnen, daß sie die lange Reise nicht gescheut und sich getraut hätten, Weihnachten am fremden Ort zu verleben. Darauf hieß er sie alle willkommen und wünschte fröhliche Weihnachten. Dann wurde der erste Schnaps getrunken und hiermit Zunge und Lebhaftigkeit gelöst.

Adelheid war nach der Reise tüchtig hungrig, und das Essen schmeckte ihr besser denn je.

Der Branntwein war gut und das Bier frisch und stark, und der Major herrlich durstig nach so vielen trockenen Tagen in der Stadt. Röte stieg in sein Gesicht und Glut in seine Soldatenaugen. Seine Stimme donnerte immer lauter, und wenn er lachte, dann lachte er aus vollem Halse. Der alte Dag gehörte zwar zu denen, die stets ihre Ruhe und Würde bewahren, aber auch bei ihm spielte heute eine herzliche Lustigkeit um die Augenwinkel. Nach dem langen Warten und düsteren Mißmut war er aus Freude über die Ankunft seiner Gäste richtig aufgetaut und ließ den Major nicht ein einziges Glas allein trinken. Der Hauptmann schien der Schwächste in diesem Kreise; aber schließlich war nur einmal im Jahre Weihnachten, da griff auch er getrost zu. So kam es, daß es bei lautem Reden und schallendem Gelächter in der Vorderstube lustig zuging. Auch die jungen Leute wurden vom Essen und Trinken und der allgemeinen guten Laune unversehens warm. Fräulein Adelheid bekam rosige Wangen, und ihre Augen blitzten wie Sterne, während der Blick des jungen Dag sich zu gefährlicher Tiefe verdunkelte und seine wettergebräunte Haut sich noch stärker färbte. Und es geschah, daß sein Blick schnell Adelheids Gesicht streifte oder gar der ihre sich behutsam zu einem flüchtigsten Blitz über den Tisch erhob. Mehrmals trafen sich ihre Blicke und verweilten einen Atemzug lang ineinander. Lächeln ging über ihre Züge; er hob sein Glas und trank ihr zu.

„Das ist stark", sagte Adelheid, um etwas zu sagen.

„Ja", erwiderte Dag, „das ist stark." Und dann blickte er schüchtern zur Seite und senkte die Augen. Und das war alles, was die beiden an diesem Abend sprachen.

Man ging gleich nach Tisch zu Bett. Die weitgereisten Gäste brauchten Ruhe. Der Major hatte sich oben in seiner Kammer, höchst zufrieden mit der Welt, in den Schlaf gebrummt. Aber fiel nicht dort ein Lichtschein von der dunklen Hauswand auf die Siedlung? Brannte nicht in der Jungfernkammer Licht? Ja, Fräulein Barre war noch auf. Sie wollte ihre Sachen in die Kommode räumen und alles am ersten Abend in Ordnung bringen, damit sie jeden einzelnen Tag, den sie hier sein durfte, genießen konnte. Auch mußte das Haar für die Nacht zurechtgemacht und die Haube aufgesetzt werden. Die Müdigkeit mochte kommen, wenn dazu Zeit war. Und diese Kammer — kein Wunder, wenn sie einen wach hielt. Wie ein Märchen war sie mit ihren vielen, anheimelnden Sachen. — Aber jetzt mußte sie endlich das Licht löschen und ihre Augen ausruhen. Nur keine müden, matten Augen am Morgen. Sie trat mit nackten Füßen auf das Luchsfell. Wie gemütlich hier alles war. Sie blickte in das trauliche Innere des Bettes. Und hier sollte sie also schlafen? Die arme Majorstochter im Prinzessinnenbett?

Mit einem Male schrak sie ängstlich zusammen. Was leuchtete ihr dort drinnen an der Wand so seltsam entgegen? Sie starrte mit großen Augen darauf. Ja, jetzt erkannte sie es. Wie in der Kirche — der Erlöser am Kreuz. Aber weshalb leuchtete es so sonderbar? Lange stand sie von dem Anblick wie verzaubert; endlich dämmerte es ihr — ein Lichtstreifen fiel durch den Bettvorhang an die Wand. Doch den ersten Eindruck eines übernatürlichen Scheines konnte sie nicht loswerden, und sie blickte benommen auf das vergilbte Elfenbein und die goldenen Buchstaben.

Sie sprach Abend für Abend ein Gebet, ein kleines, kindliches Gewohnheitsgebet zu einem Gott, der fremd und fern war, unendlich weit fort; doch jetzt fanden sich ihre Hände zusammen und falteten sich fest, und sie betete flüsternd eindringlich zu Gott droben im Himmel, vor allem aber zu dem nahen Bild an der Wand. Und dies war wohl kaum das erste inbrünstige Gebet, das dieses Kruzifix an der Bettwand heraufbeschwor.

Dann verschwand auch der letzte Lichtschein an der dunklen Hauswand auf Björndal, und die Nacht wanderte über das Gewölbe des Himmels und über die Welt der Menschen hin.

6.

Am Fenster der Jungfernkammer saß Adelheid im großen Stuhl und nähte ein paar Stiche. Es ging auf den Abend zu, auf den Weihnachtsabend. Die Nadel flog mit raschem Blitzen, aber die Gedanken flogen schneller als sie. Adelheid dachte an Dag. Er war den ganzen Tag nicht erschienen, und sie hörte nichts von ihm. Zu fragen wagte sie nicht. Wo konnte er nur heute am Weihnachtsabend sein? Gewiß besuchte er eine — das fiel ihr erst jetzt ein — eine, die er gern sehen wollte. Sicherlich hatte er eine, die er liebte, so alt wie er war. Sie erhob sich und blickte bleich zur Fenstertür. Draußen wurde es Abend. Ja — dann gab es wohl eine, die er besuchte, die er liebte — — —

Bei Morgengrauen waren Skier über den Hofplatz geglitten, nach Nordwesten, dem Walde zu. Nach unruhigen Träumen und schlechtem Schlaf trieb es Dag in den Wald hinaus; wie noch nie hungerte es ihn nach den Bergen, noch nie war er so verwirrt gewesen wie in dieser Nacht. Er blieb auf dem Elgkollen stehen und schaute auf Hof und Siedlung unendlich tief unter sich. Der Sonne erstes Glühen lag blutig über der Bergkette im Osten.

Er war jetzt erwachsen, mehr als erwachsen an Kräften, stark wie ein Bär in Schultern und Rücken, sicher auf den Füßen wie ein Pferd und geschmeidig wie ein Tier des Waldes — er wußte, was er vom Leben zu halten hatte, und machte sich klar und sicher Gedanken über alles. Und trotz alledem gingen sie ihm in der letzten Nacht völlig durcheinander. Er hoffte wohl hier draußen, wo sich nichts änderte, mit sich selber ins reine zu kommen. Der Wald sauste und brauste, der Wind flüsterte über den Schneewehen und sang leise drüben an den westlichen Hügeln bei Utheim. Er hatte sich jedoch gründlich verrechnet, wenn er glaubte, hier leichter mit diesen Empfindungen fertig zu werden. Diese funkelnagelneuen Gefühle paßten noch viel weniger in sein Jünglingsdasein hier draußen als daheim auf den Hof.

Schon einmal war es ihm so ergangen; damals im Herbst schien es nur ein flüchtiges Empfinden, als dieser Major mit seiner Tochter zum erstenmal kam. Seltsam, wie gut er ihr Antlitz seitdem in Erinnerung hatte. Ihm war es nicht zuwider, als er von ihrem Kommen zu Weihnachten erfuhr. Sie war nicht die erste, die er wohlgefällig betrachtete, er war ja oft genug im Holderschen Hause und anderwärts auf Gesellschaften gewesen, und als die Mutter noch lebte, kamen häufig Gäste auf den Hof. Ja, mit lächelnden Blicken und mancherlei List suchten sich Frauen bei ihm einzuschmeicheln, aber ihn hatte nichts tiefer berührt. Und seines Bruders Leben stand sicherlich als abschreckendes Beispiel vor ihm. Allerdings war er immer öfter nach Utheim gewandert, und zwar aus einem ganz bestimmten Grunde — das war nicht zu leugnen. Borghild, die Tochter, hatte so große, sanfte Augen und einen so roten, weichen Mund. Ihr Atem ging immer gleich kurz und heiß, und ihre Brust hob und senkte sich unruhig, wenn er dort am Tisch saß und mit ihr plauderte, und Borghild war schlank um die Hüften und kräftig zu Fuß, wenn sie durchs Zimmer lief. Noch war es nicht so weit gekommen, daß er sie angerührt oder etwas gesagt hätte, aber er begann, sich ernstlich dergleichen zu überlegen.

Mit dieser Majorstochter war es ganz anders. Konnte er bei ihr an so etwas denken? Nie und nimmer. Und doch — wurde er nicht ganz schwach vor lauter Freude, wenn er ihr nahe war? Weshalb empfand er diese heiße Freude, wenn er nur ihren Blick auf sich ruhen fühlte? Und was sollte es bedeuten, daß er sie im Herzen trug, als gehöre sie ihm?

Er und Fräulein Barre? Was sollte das? Ihre Hand nehmen konnte er allenfalls. Sie gab allen die Hand. Aber sich auszudenken, sie auch nur am Handgelenk zu fassen — unmöglich. Wie ein Schatten würde sie ihm entgleiten. Borghild auf Utheim, die war zu so etwas da, die konnte man anfassen. Aber Fräulein Barre mit diesem Nacken, diesen Augen — sie konnte man nicht mit Händen berühren. Ihre Augen waren nicht kalt, im Gegenteil; sie waren bei allem Stolz so sonderbar gut. Sie schienen alles zu verstehen. Wie kam er zu dieser Meinung von ihr? Er hatte

sie noch nicht ein einziges Mal richtig anzusehen gewagt. Heute abend wollte er es tun, im vollen Licht, und nicht so gelähmt dasitzen wie gestern. Er wußte zwar nicht, worüber er mit ihr sprechen sollte, aber es mußte dazu kommen, er wollte ihre Stimme hören, ihre warme, weiche Stimme.

Er kratzte sich am Kopf. Dies war soweit gut und schön. Wenn er nur heute abend nicht noch geschlagener war als gestern. Ob er sich nicht über Weihnachten lieber fernhielt, im Wald blieb? Mit dem Heimkommen wartete, bis sie wieder fort war?

Fort? — Ein Ruck durchfuhr ihn — ja, so würde es kommen. Eines Tages würde sie fortreisen.

(Fortsetzung folgt.)

Vergilbter Schuldschein stellt sich vor.

Ein „ungerupftes Hühnchen" zwischen Dänemark und Spanien.

Von Friedrich Meltzer.

„Das kommt uns spanisch vor", sagen wir und meinen damit etwas, das uns fremdartig anmutet, uns fern liegt. In einer Zeit, da in den noch von Bolschewisten beherrschten spanischen Provinzen ausländische Gelder massenhaft eingefroren erscheinen und ein roter Mob den Daumen auf diese Kapitalien hält, ist es nicht uninteressant, die Erinnerung an einen Geldstreit wachzurufen, der länger als zwei Jahrhunderte die Diplomaten der spanischen und dänischen Krone in Atem hielt und schließlich fast wie das berüchtigte Hornberger Schießen ausging.

Taler, Taler, du mußt wandern . . .

Vor gut hundert Jahren reiste der Kopenhagener Bankier Hofrat Hambro im Auftrage der Dänischen Regierung nach Madrid, um dort eine Milliarden-Forderung zu „reklamieren", wie es damals in seiner schriftlichen Ordre hieß. Jawohl, eine Milliarden-Forderung! Es klingt zwar phantastisch, stimmte aber, daß Spanien seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der dänischen Krone drei erkleckliche Sümmchen schuldete, die Anno 1837 mit Zins und Zinseszins auf 16 Milliarden dänische Reichstaler, nach heutigem Gelde auf 32 Milliarden Kronen angeschwollen waren.

Der Hofrat, ein weltgewandter Mann mit eigenen Silberminen und Liegenschaften im Spanischen, sollte allerdings nicht versuchen, den ganzen Betrag als Schuldsumme in Raten zur Rückzahlung kommen zu lassen, sondern er hatte von der Dänischen Regierung Weisung erhalten, sich auch mit kleinen Abschlagszahlungen für das erste zu begnügen.

Nun, die Ankunft des hochmögenden Herrn in der spanischen Hauptstadt vollzog sich unter ungünstigen Gestirnen. Er wurde mit Kanonenschüssen empfangen. Es waren aber keine Salutehren, sondern die Künder blutiger Unruhen im Lande. Im Madrid war just eine Revolution ausgebrochen. Unter diesen Umständen hielt es der Königl. dänische Hofrat Hambro für „höchst unpassend" und zwecklos, eine Milliarden-Forderung geltend zu machen. Man hätte ihn gewiß — und dieses Mal ohne spanische Grandezza — zum Teufel gejagt mitsamt seinen Schuldscheinen. Und so kehrte er unverrichteter Dinge nach Kopenhagen zurück. Höhere Gewalt hatte hier die Hand im Spiel. Wer in aller Welt konnte sagen, wohin inzwischen die harten dänischen Reichstaler gewandert waren?

Ein Blick in die Weltgeschichte.

Zehn Jahre wartete die Dänische Regierung, bevor sie weitere Schritte in dieser heiklen Angelegenheit unternahm. Es wurde eine neue Rechnung Summa Summarum aufgestellt, und sie betrug 26 Milliarden Reichstaler. Auch ganz schön, nicht wahr? Aber wer dachte nicht an die leidige Geschichte von der Taube auf dem Dach? Und dann konnte man doch nicht das Königreich Spanien wegen dieser Staatsschuld pfänden lassen, indem man ein Heer von Gerichtsvollziehern mit Danebrogs auf die iberische Halbinsel hetzte!

Davon biß keine Maus einen Faden ab: die Forderung bestand zu Recht. Sie gliederte sich in drei Teile. Da war zunächst die Erstattung des Schadens, den Spanien während des Dreißigjährigen Krieges der dänischen Schiffahrt zugefügt hatte. Von beiden Ländern durch ein Abkommen Anno Domini 1662 genauestens geregelt. Die nächste Forderung stammte aus dem Jahre 1674. Laut Bündnis-Vertrag mit Spanien, Österreich und Holland hatten die Dänen ein Heer von 16 000 Mann ausgerüstet und eine Flotte bemannt. Die Unkosten sollten die Verbündeten dafür übernehmen. Spanien aber blieb die Zahlung seines Anteils schuldig. Die dritte und letzte Forderung betraf die Erstattung dänischer Schiffe und Waren. Sie wurden in spanischen Häfen beschlagnahmt, als die provisorische Regierung 1868 Dänemark den Krieg erklärte. Diese Forderung wurde im Londoner Vertrag von 1814 mit 315 000 Reichstalern von beiden Ländern anerkannt.

Baron Brockdorff packt seine Koffer.

Über die Forderungen von 1662 und 1674 wurde endlos diskutiert, verhandelt, geschrieben, aber es kam wenig genug dabei heraus. In den neunziger Jahren jenes Jahrhunderts versprach Spanien eine Rückzahlung der Beträge in Monatsraten von je 1000 Reichstalern. Doch hatte es beim guten Vorsatz sein Bewenden. König Philipp V. ließ — Kavalier, der er war, — wenigstens zwei Monatsraten 1701 nach Kopenhagten überweisen. Bei Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges stellte sich Dänemark auf die Seite der Gegner seines Schuldners, und aus war es für lange Zeit mit jeglichen Zahlungen. Wohl gelang es 1740 dem dänischen Gesandten in Madrid, von Dehn, vom spanischen Minister Campillo die Zusicherung zu erhalten, die Erstattungssumme von 1662 werde mit Zins und Zinseszins an die dänische Krone zurückgezahlt. Campillo starb indessen ganz plötzlich, und die Schuldverhandlungen zerschlugen sich kurz darauf.

Erst zwölf Jahre nach der mißglückten Reise des Bankiers Hambro schickte Dänemark einen seiner fähigsten Diplomaten, den Baron Brockdorff, nach Madrid. Er hatte den Auftrag, „die Insignien des Elefantenordens dem König von Spanien zu überbringen, vor allem aber neue Unterhandlungen über die Rückzahlung der Gelder einzuleiten". Auch er sollte nicht die Gesamtsumme anfordern, sondern statt der Milliarden zunächst etliche Millionen Reichstaler verlangen.

Die Spanische Regierung empfing den Baron mit großen Ehren und überwies die Angelegenheit einem Finanzausschuß, der „Juanta de reclamaciones". Der erklärte nach dreijähriger Tätigkeit, die Gesamtsumme müsse auf ganze 4 Millionen Reichstaler zusammengestrichen werden. Mehr könne in diesem Fall nicht anerkannt werden. Darüber hinaus machte der spanische Außenminister Miaflores dem Baron das Anerbieten, man solle sich doch „auf eine runde Summe einigen", die wesentlich unter der Vier-Millionen-Grenze lag.

Brockdorff kam mit Gegenvorschlägen, kämpfte zwei Jahre lang wie ein Löwe um die Schuldtitel seiner Heimat. Man setzte ihm mehrmals unverblümt den Stuhl vor die Tür, erklärte, seine Mission sei nun wohl beendet. Die Regierung machte Schwierigkeiten. Die Cortez sollten sich der Sache annehmen; das aber hieß damals warten, bis man schwarz wurde. Da riß auch diesem zähen, begabten Diplomaten die Geduld. Er packte seine Koffer und kehrte erfolglos wie alle seine Vorgänger in die Heimat zurück.

Eine winzige Abschlagszahlung.

Im Jahre 1860 endlich, nachdem man zwei Jahrhunderte lang verhandelt hatte, sandte Spanien eine Abschlagszahlung in Höhe von — 1 125 000 Reichstalern nach Dänemark. Zur Ablösung des Sund-Zolls für Waren aus Spaniens überseeischen Besitzungen! Wohl nahm man das Geld in Kopenhagen, aber dieser Spatz in der Hand ließ sich auch nicht annähernd mit der Taube auf dem Dach vergleichen. Auf 40 Milliarden Reichstaler belief sich damals die dänische Gesamtforderung, aber eine einzige Million lief ein.

Zwei Millionen Kronen für jedes dänische Ehepaar, wenn . . .

Es gab Proteste über Proteste, aber man nahm das Geld in der Hoffnung, daß dieser Million noch weitere folgen würden. Obwohl nun praktisch kaum eine Möglichkeit besteht, den ungeheuren Restbetrag in absehbarer Zeit hereinzubekommen, gibt es immer noch einige unentwegte Dänen, die sich mit Hilfe dieser Gelder die schönsten Luftschlösser bauen. Bekanntlich ein sehr beliebter Sport heutzutage! Inzwischen ist nämlich die Gesamtsumme auf 1 Billion 228 Milliarden Kronen angewachsen, also auf ein nettes Sümmchen, mit dem sich schon allerhand anfangen läßt.

Ein paar Neunmalweise haben sich die Mühe gemacht, diesen märchenhaften Betrag — natürlich nur im Geiste! — „richtig anzulegen" und dabei dies festgestellt: Im ganzen Lande werden unverzüglich die modernsten Autostraßen nach deutschem Muster gebaut. Der Fehlbetrag der dänischen

Staatsbahnen wird zunächst beseitigt und der Bestand der Königl. Oper für ein Menschenalter finanziell gesichert. Sämtliche Staatsschulden und steuerlichen Abgaben werden für einige Jahre damit gedeckt. Der verbleibende Rest würde auf die Bevölkerung umgelegt werden, und es entfielen auf jedes dänische Ehepaar zwei Millionen Kronen, das heißt, fortan bestünde die ganze Dänische Nation nur noch aus Millionären. Und das ist leider ein Traum, zu schön, um wahr zu sein!

Gut, daß es nicht so weit ist! Denn wohin sollten die armen Spanier wohl kommen? Würden sie diese Summe durch ihre jährlichen Staatseinnahmen abtragen wollen, so hätten sie bis zum Jahre 2384 solche Ratenzahlungen zu leisten, daß ihnen Hören und Sehen vergingen ...

Stiefel auf und Stiefel nieder!

Reiseerinnerungen von Josef Ponten.

Im Jahre 1909 ging ich in Neapel in eine dunkle Schenke. Der Wirt fragte mich ein bißchen aus, und als er gehört hatte, daß ich aus Ägypten kam, legte er mir ein Gästebuch mit der Bitte vor, mich darin einzutragen. Ich schlug einige Seiten in dem Buch um und stieß auf deutsche Verse, die lauteten:

Ich blätt're in dem Buche
und suche, suche, suche
Verwandte und Bekannte.
Ich finde keinen mehr.

Wer gibt mir meine Heimat wieder?
Stiefel auf und Stiefel nieder.
· Peter Schmal.

Diese Zeilen dieses versemachenden armen Teufels erschütterten mich so, wie es selten der Vers eines großen Dichters getan hat.

Stiefel auf und Stiefel nieder ...

Im heißen Amerika erzählten mir Indianer, daß sie einmal einen großen Häuptling hatten, der Menon hieß, was „der Schweigsame" bedeutet, und daß Menon rote Haare gehabt habe. Ich beruhigte mich nicht dabei und konnte in Erfahrung bringen, daß Menon ein flüchtiger Mann gewesen ist, Johann Selling geheißen hatte und wahrscheinlich aus Iserlohn stammte.

Im Norden Amerikas, im Lande der Siouxindianer, fand ich die Frau des Siouxindianers „Stehender Bär", aber sie hieß eigentlich Gretl Hopfengarten und war in Wien geboren. Als ich sie traf, war sie schon alt. Hocherrötend suchte sie in ihrer Erinnerung nach Worten der Sprache ihrer Jugend, und es kam noch eine leidliche deutsche Unterhaltung zustande. Der „Stehende Bär", ein Riese und schöner Indianer, lächelte dazu.

In der Gegend der Mississippimündung, wo es heiß und feucht ist und wo man Reis pflanzt, wies uns ein Neger ein Haus, wo Deutsche wohnen sollten. Wir gingen hinein — und die Farmerin fiel meiner Frau um den Hals. Sie war ihr Kindermädchen gewesen ... In dem Hause und in der Gegend sprachen die Leute nicht nur Deutsch, sondern sie sprachen auch das Plattdeutsch unserer Heimat — der Umgegend von Aachen, von Geilenkirchen und Heinsberg—, und ihre Knechte, die Neger, suchten es zu lernen.

Auf einer kleinen, halb tropischen Insel in einem Meere, das ich nicht nennen will, traf ich einen einsamen Robinson, der in einer Hütte mit zwei kleinen Vögeln lebte und sich vom Fischfang nährte. Als aber beim kleiderverreißenden Streifen durch den verwachsenen und verdorrten Inselwald meine Begleiter zurückblieben (oder hatte mich Robinson von ihnen fortgelockt?), begann der Mensch, der vorher nur Spanisch und Englisch gesprochen hatte, unter seinem Riesenhut hervor Deutsch zu flüstern. Er mußte einmal, ein einzigesmal, deutsch sprechen, wenn auch nur zwei erhaschte Minuten lang; er mußte sein Herz entladen. Er war ein deutscher Adeliger; Schuld klebte an seinen Händen. Er bestrafte sich selbst mit Verbannung und Einsamkeit.

Ich will nicht reden von den vielen blonden Jungens, die einem in den Balkanländern, in Ägypten, Tunesien und Sizilien über den Weg laufen. Ich will aber reden von der spanischen Bäuerin, die ich, weil sie so blauäugig war, nach ihrem Namen fragte. Die Sennora heißt Mittermayer. Sie kann ihren Namen kaum aussprechen, aber sie und viele Leute jenes Dorfes in Andalusien wissen noch, daß die Vorfahren in geschlossenem Zuge zur Zeit König Karls gekommen sind.

Man sagt, daß mancher Deutsche im Auslande früher nichts Eiligeres zu tun hatte als seine Muttersprache zu vergessen. Man frage seine eigene Erfahrung, wie der Mund sich auf eine andere Sprache einstellt, wenn man sie lange hat sprechen müssen und richtig hat sprechen wollen. Wer allein und auf sich angewiesen im fremden Sprachmeere lebt, wird seine Muttersprache verlernen, wenn er durch viele Jahre keine Gelegenheit mehr hat, sie zu sprechen.

Aber ich traf nicht nur jene geschlossen sitzende und also Aachener Deutsch redenden Rheinländer am unteren Mississippi, sondern auch im Staate Wisconsin den bayerischen Farmer, der nie in Deutschland war, dessen Großvater schon in Amerika geboren wurde. Er sprach echt bayerisch und hatte sich mit Hilfe der Zeitung eine Frau aus Bayern kommen lassen — das ganze Dorf mit dem französischen Name Le Roy bestand aus Bayern. So fand ich in Nebraska und Kalifornien Wolgadeutsch sprechende Leute; denn Wolgadeutsche wohnen dort zum Beispiel fünfzehntausend in einem besonderen Stadtteil der kalifornischen Stadt Fresno. Wir unterhielten uns miteinander von „unserer russischen Heimat" ...

Eines Tages legte ich in Newyork einem Amerikaner in mittleren Jahren die Hand auf die Schulter und sagte zu dem Überraschten: „Hallo, boy, do you remember — nämlich, daß wir zwei aus einem Mutterleibe kommen." Es war mein jüngerer Bruder Jakob, der jetzt Roy heißt. Als junger Bursche ist er von Hause ausgerissen und verschollen. Er konnte kaum noch Deutsch. Er erzählte mir auf Englisch von seinen Wanderungen und Fahrten in Australien, Hinterindien und Südamerika, vor deren Farbenreichtum ich kleinlaut wurde. Ich hatte auch einige Länder gesehen und Völker beobachtet und brachte das vor. Aber mein Bruder behauptete, meine Länder- und Völkerkenntnis sei die eines akademischen Reisenden und überhaupt recht gering, ich sei wohl eher ein deutscher Stubenhocker zu nennen. Wir trennten uns wieder; der eine sagte: „Good bye, Brother" ... und der andere: „Auf Wiedersehen, Brüderlein — wir werden uns schon eines Tages in der kleinen Welt wieder begegnen."

Damals hatte ich herausgefunden, daß im dichterischen Schrifttum der Reiseroman eine große Rolle spielt. War nicht die Odyssee Homers ein Reiseroman, Wolframs Parzival, der Don Quichotte, Swifts Gulliver, Goethes Wilhelm Meister? Gerade mit dem Reiseroman sind wir in der allergrößten Weltliteratur. Natürlich, da das Epische Bewegung schildern will — wie vorteilhaft, wenn sie schon im Stoff liegt! Ich konnte mir in jener Unterredung in der Newyorker Untergrundbahn nicht versagen, Roy auf die geistigen Erlebnisse, wie sie aus meiner Art zu reisen kamen, hinzuweisen, und daß Homer und Goethe wahrscheinlich auch ... Aber er schnalzte ungeduldig mit den Fingern und fragte, ob ich zum Beispiel imstande sei, an einem Tage tausend halbwilde Pferde zu brennen?

Nein, mußte ich zugeben, das sei ich nicht.



Lustige Ecke



Er dürfte Recht haben.



„Allmächtiger — hier müssen in der letzten Nacht Einbrecher gewesen sein!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.